Frau Minnas Osterkuchen.

Im ganzen Lande konnte sich Niemand so herzlich auf das Osterfest freuen, wie Frau Minna X. es that, die sehr jugendliche Gattin eines Bankbeamten in Berlin. Erst vor wenigen Wochen war sie in den heiligen Ehestand getreten nnd jetzt wollte sie zum ersten Mal an einer großen Aufgabe ihre hausfrauliche Kunst erproben. Sie hatte nichts Geringeres vor, als einen Osterkuchen zu backen — eigenhändig, ohne jede andere Beihilfe als die des getreuen Kochbuches, das ihr in ihrer jungen Ehe schon so manchen guten Dienst geleistet hatte. Die Brust von freudigen Hoffnungen geschwellt, machte sie sich ans Werk, das zweifellos herrlich gelingen mußte. Der Teig wurde nach Vorschrift bereitet und alsdann die gefüllte Form in den Ofen geschoben.

Frau Minna hätte laut aufjubeln mögen, als sie nach einer guten Stunde den braunen dampfenden Napfkuchen auf den Küchentisch stellen konnte. Ach, wie würde ihr Mann sich freuen und ihre Geschicklichkeit loben, wenn er sich am Ostermorgen an dem köstlichen Gebäck erlabte! Wahrlich, sie hatte es an keiner Zuthat fehlen lassen, sondern alle noch etwas reichlicher genommen, als es das Kochbuch vorschrieb.

Als ihr Gatte Abends nach Hause kam, zeigte sie ihm triumphirend das Wunderwerk. Eigentlich hatte sie ihn am Ostermorgen damit überraschen wollen, aber ihre Ungeduld erlitt eine solche Verzögerung nicht.

„Und nun koste mal, liebes Männchen," rief sie frohlockend, als er sich genugsam an dem Anblick der Herrlichkeit ergötzt hatte, „koste und gieb Dein Urtheil ab." Sie schnitt ein zierliches Stückchen ab, er kostete und verzog etwas merkwürdig das Gesicht.

„Nun?" fragte Frau Minna gespannt.

„Hm, nicht so übel," meinte er, „nur . . ich weiß nicht . . . . hm, etwas scharf. Möchtest Du nicht auch einmal kosten?"

Frau Minna war bei den merkwürdigen Gesichtsverzerrungen ihres Gatten etwas blaß geworden. Sie schnitt jetzt ein Stückchen von dem Napfkuchen ab und aß.

„Nun was meinst Du dazu?" fragte Herr X.

„Schrecklich!" rief seine Frau, indem sie in Thränen ausbrach. „Wie ist das nur möglich! Ich habe doch Alles genau nach Vorschrift gemacht . . . . Hier, sieh selbst." Schluchzend holte sie das Kochbuch herbei und schlug den Artikel „Napfkuchen". „Alles nach Vorschrift," fuhr sie fort, wie es hier steht: 350 g Butter wird schaumig gerührt, dann giebt man langsam 8 Eier daran — ich habe sogar zehn genommen — ½ kg gesiebtes Mehl, 100 g entgräthete Sardellen, gehackten Schinken, etwas Bratensaft und ein halbes Glas ungarischen Wein . . . . Genau so hab' ich's gemacht, und doch . . . . nein, es ist unerhört!"

Herr X. nahm kopfschüttelnd das Kochbuch zur Hand und las. „Hm, hm," meinte er, „Du hast dich wirklich genau an die Vorschrift gehalten, liebe Minna, ganz genau, und nur übersehen, daß hier zwei Blätter aneinander kleben. — Du bist aus dem Napfkuchen in die kalte ungarische Schinkenpateste gerathen — das ist Alles. Na, laß Dich das weiter nicht anfechten, wir essen halt unsern Osterkuchen einfach als — Pateste."

„Aber nicht wahr," fragte Frau Minna, als sie sich ausgeweint hatte, „wenn man sich die Sardellen wegdenkt, und die Kapern und Schinken, dann ist es ein feiner Osterkuchen?"

„Ein sehr feiner Osterkuchen," bekräftigte ihr Gatte. „Aber weißt Du, das nächste Mal laß' ihn doch lieber vom Bäcker holen."

's Liedle.

Ond wann De net kommst, no' bleibst halt e-weg,
No' hock i' alloi mi' uf d' Bank an der Heck,

Ond pfeif m'r a' Liedle ond mach m'r en Roim
Ond gang g'rad so lustig, wie-n i' komme be', hoim!
Es stoht en koim Buech no', drom bild' D'r net ei':
Daß Du g'rad, lieb's Schätzle, mei' Schätzle müesch sei'!

Ond i'? . . no jo! i' . . stirb wohl au' net glei' d'ra',
Ond fend au' wieder Oine, die no' lieb ha'n me' ka'!"

— **Väterliche Fürsorge.** Lieutenant A: (von der Garde in eine kleine Garnison versetzt): „Sagen Sie, um Gotteswillen, Kamerad, wie bringt ein anständiger Mensch in diesem Neste seine außerdienstliche Zeit hin?" Lieutenant B: „Dieserhalb brauchen Sie sich keine grauen Haare wachsen zu lassen! Unser Bataillonskommandeur hat in weiser Berücksichtigung eben geäußerter derartiger Befürchtungen des „Sich zu Tode Langweilens" in väterlichster Weise dafür Sorge getragen, daß eine dienstfreie Zeit hier überhaupt nicht existirt!"

— **Verkehrte Welt.** Backfisch: Da lese ich eben im „Bienenfreund": „Wenn man verhüten will, daß die Bienen schwärmen, so nehme man ihnen die alte Königin und gebe ihnen eine junge." Bei uns Menschen müßte man gerade das umgekehrte Mittel anwenden!

— **Bisher hieß es:** Man solle nicht in der Schule schwatzen; auch, man solle nicht aus der Schule schwatzen; bald wird es auch heißen, man soll nicht über die Schule schwatzen.

— **Es gibt viele Menschen,** die für Nichts Interesse haben, als für Interessen.

Eine Suppen-Plauderei.

Von Dr. W. Teschen.

Was halten Sie vom Genuß der Suppen, Herr Doctor? Empfehlen Sie Suppen oder verwerfen Sie sie?

Was halten Sie von einem Glase Wein bei Tische? Rathen Sie mir zu einem leichten oder schweren Wein beim Essen?

Diese und ähnliche Fragen werden an den Arzt fast täglich gestellt, und da er nicht jedem Wißbegierigen eine dreiviertelstündige Vorlesung halten kann, so lautet seine Antwort so kurz und vielsagend wie ein Delphischer Orakelspruch.

Diese Zeilen sollten versuchen, dem Laien auf obige Fragen die Antwort ein für allemal zu geben.

Zu diesem Zwecke müssen wir ein wenig weit ausholen und mit den Nahrungsmitteln der Menschen beginnen. Unsere Nahrungsmittel zerfallen in zwei Hauptklassen, in die stickstoffhaltigen und stickstofffreien.

Die stickstoffhaltigen sind die wichtigeren, denn sie bilden das Blut, sie ersetzen die Materie des Organismus. Man faßt sie zusammen unter dem Namen Albuminate. Zu ihnen gehören vorzugsweise die Milch, das Fleisch, die Eier, die Hülsenfrüchte und die Getreidesorten.

Die stickstofffreien Nahrungsmittel bestehen vorherrschend aus Kohlenstoff und Wasserstoff und werden Kohlenhydrate genannt. Zu dieser Klasse gehören die Fett- und Oelarten, ferner der Zucker, der Alkohol, Kaffee, Thee u. s. w. Sollen diese blutbildenden und wärmeerzeugenden Nahrungsmittel ihren Zweck voll und ganz erfüllen, müssen sie die „Ernährungssalze", wie Chlornatrium, Kali und Phosphorsalze, Magnesia und Eisen, in genügender Menge enthalten. Mit Ausnahme des Kochsalzes (Chlornatrium) sind diese Salze in der Regel in den Nahrungsmitteln von Natur aus enthalten, es kommt also für den Menschen auf die richtige Auswahl der Speisen ganz besonders an. Am zweckmäßigsten ist unsere Nahrung, wenn sie eine gemischte ist, das heißt eine aus thierischen und pflanzlichen Stoffen zusammengesetzte.

Justus v. Liebig mißt den Ernährungssalzen eine sehr große Wichtigkeit bei und erläutert diese durch folgendes Beispiel: Das Ei gilt bei den meisten Menschen wie die Milch für ein vollkommenes Nahrungsmittel, und doch hat die Erfahrung gelehrt, daß man das Leben nicht mit Eiern allein zu erhalten vermag. Diese Thatsache ist auffallend, da sich doch aus dem Ei das ganze Thier entwickelt mit Blut, Muskeln, Knochen, Gehirn, Rückenmark u. s. w. Liebig erklärt diesen scheinbaren Widerspruch aus dem Mißverhältnisse, in welchem sich die Ernährungssalze im Ei vorfinden. Das Ei enthält auf 100 Theile Phosphorsäure nur 38 Theile Kali, während beim Fleisch auf 100 Theile Phosphorsäure 140 Theile Kali kommen. Im Fleisch ist die Phosphorsäure durch das Kali neutralisirt, während im Ei sich 30 pCt. freie Phosphorsäure befinden, welche für die Entwickelung des Thieres eine unerläßliche Bedingung ist, indem sich die freie Phosphorsäure während der Brütezeit mit dem kohlensauren Kalk der Eischale, die dadurch immer dünner wird, austauscht und so phosphorsaurer Kalk gebildet wird, der Hauptbestandtheil der Knochen.

Um noch einen anderen weit verbreiteten Irrthum aufzuklären, sei noch erwähnt: Ein Uebermaß von Nahrung entwickelt nicht mehr Kraft als der Organismus eben nöthig hat, es wird dann der Ueberschuß der Albuminate zur Wärmeentwicklung verwendet. Es können also unter Umständen die wärmeerzeugenden Nahrungsmittel durch ein Plus der blutbildenden ersetzt werden — aber niemals umgekehrt —, da die Kohlenhydrate unfähig sind, die Materie des Organismus zu ersetzen.

Es ergibt sich aus dem Gesagten von selbst, ob eine Suppe nahrhaft ist oder nicht; enthält sie viel Albuminate, so ist sie nahrhaft, enthält sie keine, ist sie es nicht. Daß eine gute Erbsen-, Bohnen- oder Linsensuppe kräftig und nahrhaft ist, bedarf keiner besonderen Erwähnung. Wenn die anfangs erwähnte Frage gestellt wird, meint man in der Regel die Rindfleischsuppe, genannt Bouillon.

Ueber den Nährwerth dieser Suppe äußert sich eine Autorität ersten Ranges, Rudolf Virchow, folgendermaßen:

„Die gewöhnliche Fleischbrühe in ihrer reinen Form ist nur als ein Genußmittel (Kohlenhydrat) zu betrachten, dem man durch den Zusatz von Ei, Mehl oder sonstigen Zuthaten gewissen Nährwerth geben kann. Ursprünglich ist nur eine höchst wässerige Lösung, theils von wenig wirksamen Heizstoffen, z. B. Leim, theils von leicht erregenden aromatischen Theilen des Fleisches. Warm genossen, steht sie dem Kaffee oder Thee, weiterhin dem Wein, Schnaps oder Bier nahe; sie erregt die Nerven. Vor jenen anderen Genußmitteln (Kohlenhydraten) hat sie den Vorzug, daß sie keine giftige Substanz enthält, daß sie ungleich milder ist, daß sie sich daher für schwächliche Personen sehr viel mehr eignet."

Virchow nennt die Fleischbrühe ferner einen Luxus, den sich nur Wohlhabende regelmäßig erlauben können, weil man das Fleisch zum großen Theil unverdaulich mache, ohne einen Ersatz in der Brühe zu finden.

Ganz so schlimm ist der Fall nur, wenn das Fleisch mit kaltem Wasser aufgesetzt und zu lange gekocht wird.

Legt man es gleich in kochendes Wasser, dem vorher schon etwas Kochsalz zugesetzt war, kocht es gelinde und nur so lange, bis es gar ist, also beim Einstechen mit der Gabel nicht mehr knirscht oder Widerstand leistet, so erhält man ein ganz wohlschmeckendes und nahrhaftes Kochfleisch. Das siedende Wasser macht die Eiweißkörper des Fleisches gleich gerinnen und verhütet so ein allzu großes Auslaugen desselben, wodurch die Suppe freilich weniger kräftig wird, aber das Fleisch um so werthvoller bleibt.

Viele Menschen sind der Meinung, die Suppen schanen und schwächen den Magen wegen ihrer flüssigen Form, und sie wollen auch über diese Eigenschaft Antwort und Aufklärung vom Arzte haben.

Eine andere ärztliche Autorität, Hufeland, sagt über die Suppen das Nachstehende:

Ein mäßiger Genuß von Suppen schadet zuverlässig nicht, und es ist sonderbar, sich davon eine Erschlaffung des Magens zu erträumen. Wird denn nicht jedes Getränk, auch wenn wir es kalt nehmen, in wenig Minuten warm, und befindet sich denn der Magen nicht stets in der Temperatur einer warmen Suppe? Nur hüte man sich, sie heiß oder in großer Menge auf einmal zu nehmen. Sonst aber hat sie große Vorzüge: sie ersetzt das Getränk bei Gelehrten, bei dem weiblichen Geschlechte und bei allen denen, welche außer Tisch wenig oder gar nichts trinken, und die, wenn sie keine Suppe genössen, viel zu wenig Feuchtigkeit in's Blut bekämen. So ist die Suppe ein Verhütungsmittel gegen Trockenheit und Steifheit des Körpers, und daher für trockene Naturen im Alter das beste Nahrungsmittel. Je älter der Mensch wird, desto mehr muß er von Suppen leben. Ja, selbst die Dienste eines Arzneimittels vertritt sie. Nach Erkältungen, bei Migränen, bei Koliken und manchen Arten von Magenkrämpfen ist warme Suppe das beste Mittel.

Soweit Professor Hufeland.

Viele Menschen und sogar Aerzte eifern gegen die Suppen, aber die Erfahrung hat gelehrt, daß die Suppenfeinde sehr fleißige Jünger des Bachus und Gambrinus waren oder sind. Gewiß, wenn sie durch Wein oder Bier ihrem Körper die nöthige Feuchtigkeit gegeben haben, ist es natürlich, daß sie einen Abscheu vor mehr Flüssigkeit, vor mehr Wasser haben und dann trockenen und festen Speisen den Vorzug geben.

Ich sage „Wasser", denn Wein und Bier (und auch einfache Bouillon) sind im Sinne des menschlichen Organismus nur verunreinigtes Wasser, und Wasser ist das Normalgetränk des Organismus. Zwei Drittel des menschlichen Körpers bestehen aus Wasser und täglich verbraucht der Mensch mehrere Pfund dieser Flüssigkeit, welche absolut wieder ersetzt werden müssen, sei es durch flüssige oder feste Speisen, welch' letztere ja auch aus 70 bis 80 Procent bestehen.

Aehnlich wie die Bouillon wirkt auch das Glas Wein bei Tische. Ein mäßiger Genuß von Wein befördert die Verdauung, ein übermäßiger schwächt sie, ganz genau wie beim Wassergenuß. Ob bei Tisch leichter oder schwerer Wein getrunken wird, ist bei mäßigem Genuß vom medicinischen Standpunkt aus ganz ohne Belang, sondern bleibt lediglich Sache des Geschmacks und des Geldbeutels.

Aber auch außer der Tischzeit wirken eine Tasse Bouillon oder ein Glas guten Weines anregend und stärkend. Darin liegt das Wohlthuende und Verlockende dieser und anderer Genußmittel (Kohlenhydrat) wie Kaffee, Thee, Schnaps u. s. w., daß sie so viel schneller und anscheinend ebenso kräftig wirken, wie feste und krafterzeugende Nahrungsmittel. Die Kohlenhydrate geben keine wirkliche Kraft, aber wohl, durch ihre Einwirkung auf die Nerven, das Gefühl von Kraft, sie regen an zur Kraft, ohne dieselbe selbst mitzutheilen.

Ein Schluck guten Weines oder eines starken Kaffees hebt unsere gesunkenen Kräfte, aber er gibt keine wirkliche Kraft, er bringt nur für kurze Zeit die noch vorhandene Kraft in beschleunigte Thätigkeit, und würde nicht bald und hinreichend die so angespornte Kraft durch richtige Nahrungsmittel (Albuminate) ersetzt werden, so müßte bald eine tiefere Erschöpfung nachfolgen.

Die schnellere Wirkung der Kohlenhydrate erklärt sich zum Theil aus dem Umstande, daß kleine Mengen von Wasser und Alkohol sofort durch die feinen Venen der Magenwände aufgesogen werden und schon nach längstens zehn Minuten vollständig aus dem Magen verschwunden sind. Die beigemischten Stoffe der Bouillon, des Weines, des Bieres u. s. w. bleiben im Magen zurück und werden wie feste Speisen verdaut.

Der mäßige Genuß von Suppen, Wein, Kaffee und ähnlichen Genußmitteln ist also entschieden zu empfehlen, denn es ist höchst wichtig für die Gesundheit, daß dem menschlichen Organismus die nöthige Menge Wassers zugeführt werde, von dem nur sehr große Mengen schädlich wirken, während geringe Ueberschüsse mit Leichtigkeit und auf mannigfaltige Weise wieder aus dem Körper ausgeschieden werden.

Wie viel man essen und trinken soll, deutet uns das Gefühl an, welches wir Hunger oder Durst nennen. Ist dieses Gefühl auch in der heutigen genußsüchtigen Zeit bei Manchen sehr getrübt, so wird es bei den meisten Menschen doch noch eine gute Richtschnur sein.

Ein Lebenslauf.

Schule flüchtig, Bummeln tüchtig,
Wesen schneidig, arbeitsmeidig,
Lackschuh', Loge, Meine-Deine,
Schulden, Wechsel, Ehrenscheine,
Vater gänzlich ruiniren,
Schauderös sich ennuyiren,
Rennbahn, Wetten,
Pferd, Sect, Mädel,
Ende — Kugel vor den Schädel.

— **So kurz das Leben** ist, gibt es doch Viele, die es langweilig finden.

Ein Held aus den Befreiungskriegen.

Eine Familiengeschichte von Hr. Lange.

Es war Anno dazumal, als das Regiment des „corsicanischen Lindwurms" in's Wanken kam. Das Volk stand auf, der Sturm brach los. Auch in T . . . ., meiner Heimath, fing es an zu gähren. Dunkle Gerüchte von großen Ereignissen fanden ihren Weg dorthin. Man trat zusammen und bildete eine Bürgerwehr, man politisirte und schwadronirte, — es war eine Lust. Da geschah etwas Unerwartetes, das dem Fasse vollends den Boden ausschlug. Eines Tages nämlich sprengte Herr von Possenwitz vom benachbarten Finkendorf auf dampfendem Rosse in die Stadt und das sogleich vor's Rathhaus. Der Gerichtsdiener mußte sofort den ganzen verehrlichen Magistrat zusammentrommeln. Von Possenwitz stellte sich demselben als Kriegsobersten des Bezirks vor und verlangte, man solle die gesammte Bürgerschaft schleunigst auf dem Markte zusammenrufen; Gefahr sei im Verzuge, es gelte eine schnelle kühne That.

Bald waren alle versammelt. „Kinder!" rief der Herr Oberst, „der Feind steht hinter Rostock. Wir dürfen ihn nicht auf unsere heimathlichen Fluren lassen. Jedermann ist es seinem Vaterlande, seiner Vaterstadt, seiner Familie schuldig, daß er mitzieht in den heiligen Kampf. — Wollt ihr Bürger eure Pflicht und Schuldigkeit thun?" hieß es zum Schluß der begeisterten Ansprache. — „Ja!" scholl es stürmisch von allen Seiten. „So tretet her, daß wir uns formiren!" rief der Anführer. — Die Bürgerwehr bildete den Stamm, um sie herum gruppirte sich bald ein respektables Häuflein kampfesmuthiger Helden. „Nun die Führer!" hieß es weiter. „Wer commandirte die Bürgerwehr?" — „General Schmidt!" war die vielstimmige Antwort. „Wo steckt er?" fragte der neugebackene Oberst ungeduldig. „Hei is krank," rief einer, „hei hat'n Podagra!" — „Na, wer commandirte denn sonst?" kollerte der aufgeregte Herr von Possenwitz. — „Toi Webermeister Lang'! — Lieutenant Lang'!" scholl es aus den Reihen der Bürgerwehr. Hier trat nun mein Großvater vor, sich vor dem Gewaltigen verneigend. „Ei sieh da, lieber Meister," rief jener freundlich, „es ist mir lieb, Sie an meiner Seite zu wissen, da haben wir ja gleich ein Glied der Stadtverwaltung mit an der Spitze." — Mein Ahn gehörte nämlich zum Bürgerausschuß, den sogenannten „Ja-Brüdern". — „Entschuldigen S', Herr von Possenwitz," erwiderte der Angeredete de- und wehmüthig, „ik kann nich mit; denn seihn S', aevermorgen kümmt mei Proceß mit der Stadt üm dei Braukwiesch taun Utputzen, und denn möt ik doch doa sin, sünst gahn s' mi doarmit dörch'e Lappen."

„Ei was!" donnerte der Herr Oberst den armen Sünder an. „Mann, nennen Sie das Patriotismus? Mit geben Sie, sage ich Ihnen!"

Bekümmerten Herzens trat mein lieber Großpaps zurück. Er verwünschte in diesem Augenblicke die ganze heilige Sache.

Abends wurde gepackt und gerüstet. Der Säbel wurde geputzt und das Schloß an der Flinte geschmiert. Dann kam die Nacht. Ruhelos wälzte sich mein guter Ahn auf dem Lager. Die Bruchwiese ließ ihn nicht schlafen.

Nach einem thränenvollen Abschied am nächsten Morgen setzte sich das ganze Corps in Bewegung. Alle waren in gehobener Stimmung, nur mein Aeltervater schlich unmuthig neben seinen Steinschloßflinten und Piken einher.

Jetzt war der erste Rendezvousplatz erreicht. — Da kommt ein Reiter daher getrottelt.

„Nahwer," ruft er meinem Großvater zu, „ik woll Di blot Orre bring'n, dat dein Adebahr bi Di inkihrt is! Din Fru het jo woll dei Upregung aewernahmen. Sei lat Di grüßen un dat wir all gaud abgahn!"

Herrje, wie sprang mein Ahnerl auf! „'N Jung?" rief er. — „Ja!" erwiderte der Andere.

„Herr Oberst," bat mein Vorfahr', „laten S' mi gahn. Ik bün jetzt tau Hus nödiger."

Na, da kam er gut an.

„Nein und abermals nein!" schrie der Herr von Possenwitz erbost. „Dies ist eine abgekartete Sache, um sich auf gute Manier zu drücken. — Sie sind eine Memme! Aber Sie sollen Ihren Willen nicht haben!"

Käseweiß wurde mein braver Großvater bei den harten, beschimpfenden Worten des Gestrengen. War er auch gerade kein Eisenfresser, so war er doch noch viel weniger eine Memme. Er winkte dem diensteifrigen Nachbarn still zu und schritt dann mit dem Haufen weiter.

Bald hörte man Kanonendonner. Das Lied: „Immer langsam voran 2c." nahm ein jähes Ende. Manchem fiel das Herz in die Hosen, und wäre es gegangen, hätte sich dieser oder jener davon gemacht. Aber der gestrenge Herr von Possenwitz ritt hinter der Front, und es war, als ob sein Blick eines Jeden Herz und Nieren prüfen wollte.

So kam der Zug der Befreier in die Gegend von Doberan. Da traf die Nachricht ein, daß der Feind geschlagen und flüchtig geworden sei. — „Kinder," sprach der heldenmüthige Oberst mißlaunig, „wir kommen leider zu spät; die andern haben uns das Fett von der Suppe abgeschöpft. Ihr könnt jetzt wieder nach Hause zu Muttern gehen. — Aber Halt! Ihr seid wohl müde. Darum schlage ich vor, wir campiren hier und marschieren morgen in aller Ordnung wieder retour. Das macht einen besseren Eindruck. Holt jetzt eure Freßkober hervor und macht es euch bequem. — Für Sie, Lieutenant," wandte er sich an meinen Aeltervater, „habe ich noch einen ganz besonders ehrenden Auftrag —" (hier lächelte er etwas malitiös) — „Sie sollen das vor uns liegende Schlachtfeld recognosciren und mir genauen Bericht darüber erstatten. Wie ich gehört habe, kennen Sie diese Gegend sehr gut. — Begleitung ist nicht nöthig.

Da gab der Herr Oberst meinem armen abgelaufenen Großvater eine gar bittere Pille zu schlucken. Allein was half es, Ordre mußte parirt werden, dafür war das Ahnerl jetzt Soldat. So machte er sich auf die Socken und lief gen Retschow, wo das Gefecht getobt hatte. Das Schlachtfeld lag zerstampft, verlassen und wüst da. Die Verwundeten waren größtentheils geborgen; nur todte Menschen und Pferde lagen auf dem Gelände umher. Hastig beging der Großvater die Gefechtsfläche, raffte im Gehen einen Karabiner und ein Reiterschwert auf, und weil die Dämmerung hereinbrach, machte er sich bald auf den Rückweg, denn ihm graute an diesem Orte des Todes und des Entsetzens.

Auf dem Rückwege passirte er ein Gehölz. Mit kurzen Schritten und stockendem Athem war er ungefähr bis in die Mitte desselben gekommen, da knackte es in den Büschen und heraus sprang ein französischer Soldat. Schnell tauchte mein Großvater in den Straßengraben. Er konnte kaum noch sein „Halt! Wer da?" herausbringen; die Kehle war ihm wie zugeschnürt. Der Gegner sprang ebenfalls in den gegenüberliegenden Graben, und so lagen sich die beiden eine Weile schweigend gegenüber. Mein Aeltervater wollte schier vor Schrecken und Entsetzen vergehen. In welche Lage hatte ihn der schlimme Oberst gebracht!

Eben wollte der Herr Lieutenant über den Grabenrand spähen, da vernahm er neben sich ein leises Geräusch. Mit einem Schreckensruf wandte er sich um, und was sah er? Vor ihm lag der Franzose, waffenlos, zerlumpt, die Hände emporgestreckt und flehte um pardon. „Nix schiesse, Monsieur" bat er kläglich, — „pain, pain! Ik sein sehr hungrig!"

„Won büst Du hier dörch kamen?" war die erste Frage. Der Franzose, der den Sinn der Worte errathen mochte, wies unter Kauen und Schlukken seitwärts. Dort gewahrte mein Ahn eine Brücke, über welche eine Straße führte. So erklärte sich das Räthsel.

„Nu kümmst Du mit mi!" sagte der Herr Lieutenant so energisch er konnte. „Verstande vu, Monsüre? — Wist Du mi aewers utkniepen, denn schlach ik Di den Bregen tau Pottkes' — Marsch!"

So trieb er seinen Gefangenen vor sich her.

„Monsieur!" sagte der Franzose nach einer Weile. „Ik wissen ein Geheimniß. Wenn Monsieur mir versprek, pardon, will ik sagen zu Sie."

Mein Großvater versicherte ihm gerne, daß er kein Kannibale sei, und der Franzose erzählte nun auf seine Art, daß sie vor acht Tagen mit der Kriegskasse durch T . . . . geflüchtet seien, von den Feinden verfolgt. Sie hätten sich nicht anders retten können, die Kasse hätte in ein Wasserloch wandern müssen.

Hoch auf horchte mein Ahn. Er wußte ja, welchen Weg damals die fliehenden Franzosen genommen hatten. An der Straße befand sich aber nur ein einziges Wasserloch. Also dort mußte der Schatz liegen.

Gern versprach er jetzt dem Feinde Schutz und Fürsprache, nur sollte derselbe das Geheimniß keinem andern Menschen offenbaren.

Man denke nicht, daß mein Großvater sich vom Geldteufel verblenden ließ. Nein, er hatte seine besonderen Absichten, die wir bald sehen werden.

Spät in der Nacht gelangte er mit seinem Gefangenen im Lager der Helden an. Hier war des Staunens und Fragens kein Ende. Am meisten freute sich aber der tapfere Herr von Possenwitz. Er bat seinen Lieutenant vielmals um Verzeihung, daß er ihn so verkannt habe, und mein lieber Großvater ließ ihn gerne bei seinem guten Glauben. Warum sollte er es auch Jedermann auf die Nase binden, wie er zu seinem Gefangenen gekommen war!

Der Rückzug des Haufens gestaltete sich zu einem wahren Triumphzuge. Meister Lange war der Held des Tages. Auf öffentlichem Markte wurde er belobt, und ihm zu Ehren wurde ein Festessen veranstaltet, an dem der Oberst, der Magistrat und die Honoratioren des Städtchens theilnahmen.

„Herr Bürgermeister," sprach der Alte vergnügt beim Schmause, „wenn dei Stadt mi nu dei Braakwisch aewerlett, schenk ik ehr 'ne französ'sch Kriegskass', dei up uns Verbeit liegt. Ik weit, wo's is."

Alle sprangen empor wie elektrisirt.

„Das ist'n Wort!" rief der Stadtvater erfreut.

„Ein solcher Fang thäte unseren Finanzen noth! Finden wir die Kasse, bekommen Sie die Wiese. Hier ist meine Hand!"

Sofort in der Frühe des nächsten Morgens wurde nachgesucht. Es kostete nicht wenig Mühe, dem Unkraut, dem Schlamm die eiserne Kassette zu entreißen.

Aber das Resultat war ein glänzendes, die kühnsten Erwartungen übertreffendes. Meine Vaterstadt war mit einem Schlage aller Calamitäten überhoben und das durch meinen tapferen Ahn.

Wir behalten diesen Wackeren in gutem Andenken. Das Holzwerk des mitgebrachten Karabiners ist längst von den Würmern verfressen, aber das Reiterschwert erbt sich fort von Geschlecht zu Geschlecht und erzählt die Thaten des kühnen Kämpfers der Befreiungskriege.

— **Sicherste Auskunft.** Frau: „Wann hat doch unser Junge zuletzt geschrieben?" — Mann: „Schau' mal im Cassabuch nach!"

Zweimal angeführt.

Eine Karnevalsgeschichte.

Wir befinden uns zur Faschingszeit in Köln, der rheinischen Metropole und Hochburg des Prinzen Karneval. Der Rosenmontagszug ist zu Ende, und der Baurath Buchmüller sitzt mit seiner Frau und seinem reizenden jetzt 17 Jahre zählenden Töchterlein Frieda beim Abendessen, und man unterhielt sich lebhaft über die Ereignisse des ereignißreichen Tages. Nach Fug, Regel und Recht hätte man nach allem Erlebten eigentlich ein wenig ermüdet sein und sich recht bald auf das eigens dazu mitgebrachte Ohr legen müssen, um für den sich am nächsten Tage abspielenden Haupttrubel wohl vorbereitet zu sein. Aber, ich bitte um Entschuldigung, an den Karnevalstagen fühlt sich der Kölner überhaupt nicht müde, und so fand die Frau Baurath denn auch noch den Muth zu der Frage: „Wie wäre es, Alterchen, wenn wir jetzt zusammen in's Theater und dann noch ein Stündchen zu F . . . . . . gingen, wo wir sicher noch etliche gute Bekannte treffen?"

F . . . . ist eines der feinsten Restaurants Kölns, wo namentlich an den Karnevalstagen nur ein gewähltes Publikum zu verkehren pflegt.

Das „Alterchen" ist nun durchaus kein Tyrann, vielmehr ein recht humorvoller Herr, der es verstanden hat, sich trotz seiner sechzig Jahre noch ein junges Herz zu bewahren. So hat er gegen den Vorschlag seiner besseren Hälfte denn auch nur sehr wenig einzuwenden; doch Theater — nein, das ist heute nichts mehr für ihn. „Hm!" brummte er drum, „hast nicht so ganz Unrecht, Alte; aber im Theater müßt Ihr Euch schon ohne mich behelfen. Ich werde Euch eine Droschke besorgen und dem Kutscher sagen, daß er bis zu Ende der Vorstellung wartet und Euch dann zu F. bringt wo wir uns später treffen können. Inzwischen trinke ich mit einigen guteu Freunden noch ein Gläschen auf Eure und meine Gesundheit."

Wie gesagt, so gethan, und indem wir uns zur Feier des Tages einen kleinen Riesensprung erlauben, sehen wir nach stark zwei Stunden Frau Baurath Buchmüller mit ihrem lieblichen Töchterlein inmitten einer lustigen Gesellschaft bekannter Damen und Herren in bester Unterhaltung im Restaurant F. Eben hat schön Frieda geäußert, daß jetzt Papa recht wohl kommen könnte, da öffnet sich die Thür, und hereintritt zum Entsetzen aller Anwesenden das Urbild eines verlodderten Menschen im zerlumpten Anzuge, einen schäbigen durchlöcherten Filzhut auf dem Kopfe und das Gesicht mit einer Halbmaske bedeckt. Graden Weges geht er auf schön Frieda zu und nimmt einen kräftigen Schluck aus ihrem Glase. Dergleichen ist zur Faschingszeit in Köln gestattet und wird es Niemanden einfallen, wegen einer solchen Handlung ungehalten zu sein. Aber damit begnügte sich unser Bruder Stromer nicht. Friedchen schien es ihm angethan zu haben, und bald erlaubte er sich ihr gegenüber derartige Freiheiten, daß sie ängstlich näher an ihre Mama rückt und ihrem sonderbaren Verehrer zuruft:

„Wissen Sie, wenn mein Papa hier wäre, würde er Sie schon längst hinausgeworfen haben!"

„Nun, das können wir ja auch besorgen!" bemerkt auf diese Weise angefeuert Frieda's Nachbar zur Rechten, ein junger Commis, dem zwei blaue Augen auch gar sehr mitgespielt haben. Mit ritterlichem Muthe springt er auf, doch nur, um unserm Bruder Stromer seinen Platz einzuräumen, der kaum den Stuhl frei sah, als er auch schon an Frieda's Seite saß.

Blaß vor Wuth über seinen Mißerfolg winkt der junge Ritter einigen Kellnern und befiehlt ihnen, den Kerl an die Luft zu setzen. Da der Vagabund sieht, daß er der Uebermacht nicht wird widerstehen können, so erhebt er sich freiwillig, geht indessen nicht dem Ausgange, sondern auf den Stuhl der Frau Baurath zu und flüstert ihr in's Ohr, jedoch so, daß alle am Tische Sitzenden es hören können, aber mit verstellter Stimme: „Gnädige Frau, erinnern Sie sich noch, wie wir zu Hause vertraulich auf dem Sopha zusammen saßen?"

Da ergreift ein heiliger Zorn die gute Frau und entrüstet ruft sie aus: „Fürwahr, bisher waren Sie nur aufdringlich, aber jetzt werden Sie sogar gemein. Herr Wirth — — — sofort befreien Sie mich von diesem Subjecte, oder — — — — — — Die Stimme versagte ihr, aber es war auch nicht nöthig, daß sie des Himmels Strafgericht über den armen Restaurateur herabrief, denn bereits hatten sechs kräftige Fäuste den Strolch gefaßt, als dieser mit einem schnellen Griff die Larve vom Gesicht reißt und — — „Papa, mein lieber Papa, das ist ja unser Papa!" jubelt da schön Frieda und hängt zärtlich am Halse ihres als Bummler verkleideten Vaters.

Daß der Herr Baurath nicht an die Luft gesetzt wurde, ist selbstverständlich, und ebenso selbstverständlich ist es, daß ob des guten Scherzes noch manchem Fläschchen der Hals gebrochen wurde und selten eine solche Fröhlichkeit in diesen Räumen geherrscht hatte, wie an diesem Abend. —

Wieder ist ein Jahr vergangen, wieder führt Prinz Karneval lustige Herrschaft und wieder sitzt Frau Baurath Buchmüller mit ihrem Töchterlein und fast derselben Gesellschaft wie im vorigen Jahre bei F. und erwarteten den Papa, der wieder versprochen hatte, nach einiger Zeit nachzukommen. Goldig perlt Veuve Cliquot's herrlicher Wein in den Gläsern, und gerade erinnert ein Gast an den famosen Streich des Herrn Baurath, da öffnet sich die Thür und es erscheint die allen so wohl bekannte Maske vom vorigen Jahre. Herr Buchmüller! geht es von Mund zu Mund. Der Angekommene verbeugt sich vor der Gesellschaft und setzt sich neben unser Friedchen, wo ihm dieses Mal sofort ein Stuhl eingeräumt wurde.

„Aber, Papa," meint schön Frieda, die fest überzeugt ist, ihr Vater mache denselben Scherz wie früher, „es ist doch eigentlich garnicht schlau von Dir, uns denselben Hereinfall zweimal bereiten zu wollen. So dumm sind wir noch nicht."

Die Maske erwidert nicht viel, bemächtigt sich dagegen Friedchens Glas und schlürft mit Behagen den feurigen Trank. Bald ist das Glas wieder gefüllt, die Maske wird gesprächiger und Friedchen unterhält sich ausgezeichnet. Mehr und mehr wirkt der schwere Wein, immer animirter wird die Gesellschaft und besonders schön Frieda schwimmt in einem Meer von Entzücken. Soeben hat sie ihrem Papa für eine besondere Aufmerksamkeit einen Kuß versprochen und den Strolch schon zärtlich umschlungen, als sich herausstellt, daß die Halbmaske der beabsichtigten Procedur doch zu große Schwierigkeiten entgegensetzt.

„So nimm denn das dumme Ding doch ab, Papa, wir kennen Dich ja doch alle!" meint Friedchen da, und trotz des Sträubens des Bummlers haben ihre Händchen bald die Schnüre gelöst. Da — — — — — —, ein furchtbarer Schrei, und schluchzend flüchtete Friedchen an die Brust ihrer Mutter, während — — — — — Dienstmann Nummer X. sich den erstaunten Anwesenden präsentirt.

Chinesisches.

Dem ostasiatischen Lloyd entnehmen wir folgendes in der Pekinger Hofzeitung veröffentlichte Edikt: „Da in Peking seit Winters Anfang noch kein Schnee gefallen ist, so begaben Wir Uns am 29. December in die Ta kaotien, um Weihrauch zu opfern, auch wir durch den Pei leh Tsai lien und Andere in der Shih ying kung und anderen Tempeln opfern und um Schnee beten. Da wir aber bis jetzt, obgleich es schon anfängt, kalt zu werden, noch keinen glücklichen Schneefall erlangt haben und um so sehnlicher danach verlangen, so werden Wir am 8. Januar Uns nochmals persönlich in die Ta kaotien begeben und Weihrauch verbrennen und verordnen hiermit, daß zu derselben Zeit der Pei leh Tsai lien in der Ying shih kung, der Pei leh Tsai Tung in Chon hsien miao, der Pei leh Tsai fhu in Hsüan jen miao und der Herzog Tsai tse in Ning ho miao nochmals opfern. (Anm.: Ying shih kung, Chou hsien miao 2c. sind die 4 Tempel des Regens, Blitzes, Windes und der Wolken). — Ueber die uralte chinesische Sitte, „den Frühling einzuholen", die bereits in dem klassischen Werke Li chi („Buch der Riten") erwähnt wird, bringt die in Shanghai erscheinende chinesische Zeitung Shenpao vom 4. Februar d. J. folgende Notiz:

„Es ist eine uralte Sitte, nach Osten zu auf den Stadtplan hinauszugehen, um den Frühling einzuholen. Gestern (am 3. Februar) war der Termin hierzu, und um die Mittagszeit begab sich der Shanghai-Magistrat Yuan, begleitet von dem Fluß-Inspector Wu, dem Polizei-Direktor Tsai und dem Studien-Aufseher Hsüan, sämmtlich in geordnetem Zuge, zur Stadt hinaus. Voran wurden Flaggen, Gongs, Regenschirme und Fächer getragen, dann folgton 30, von der Bevölkerung dem Magistrat gewidmete Ehrenschirme, 4 Garnituren von ebensolchen Ehrenkleidern, 80 Paare Ehrentafeln; die Dienerschaft in Paaren zu Pferde, ebenso die sämmtlichen Amtsdiener zu Pferde, dann das Hauptroß (vor den Sänften), das Siegelpferd (das die Siegel der „Frühlingsbeamten", das heißt des Magistrats und dergleichen trägt), u. s. w. Endlich kamen die acht Genien (von Menschen dargestellt) zu Pferde und eine Wache mit fremden Gewehren.

Der Zug ging zum Ostthore hinaus nach dem „Tempel der Frühlings-Einholung"; dort wurde der Genius des Jahres (auch „Genius der Saaten" genannt, eine gemalte Genie in Kindesgestalt und Schützer der Saat), sowie die Frühlingskuh (von Papier oder Lehm gemacht) feierlich empfangen; dann ging es wieder zum Großen Ostthore hinein, über die Tai ping-Straße, durch den Tempel des Stadtgenius und auf Umwegen zurück zum Yamen. Der Genius des Jahres war unbedeckten Hauptes (ein Zeichen, daß es wenig Regen während des Jahres geben wird, sonst trägt er einen Strohhut auf dem Kopfe) und mit Schuhen bekleidet. Die Frühlingskuh hatte einen schwarzen Kopf, schwarzen Bauch, gelben Rücken, rothen Schwanz, sowie rothe Füße und Hörner. Sie wurde im Heiligthum der Platzgottheit (im Yamen des Magistrats) aufgestellt, und heute (am 4.) wird sie dem Gebrauch gemäß zerschlagen werden. (Diese Sitte soll angeblich bedeuten, daß auch im kommenden Jahre strenge Gerechtigkeit geübt und der Schuldige bestraft wird.)

— **Schwierig.** Student: Jetzt weiß ich nicht, war's der Bäckermeister Fleischer in der Gerberstraße, der Fleischermeister Gerber in der Bäckerstraße, der Gerbermeister Becker in der Fleischerstraße, der Bäckermeister Gerber in der Fleischerstraße, oder der Fleischermeister Becker in der Gerberstraße, der mir gestern Abend beim Bier versprach, sich heute Morgen von mir anpumpen zu lassen.

— **Nicht allzu schwer.** Sie: Weißt Du, Mann, was ich mir heute wünsche?" — Er: „Ein neues Kleid." — Sie: „Weiß Gott! Du hast meinen Gedanken errathen!" — Er: „Hä, als ob das so schwer wäre, — bei den paar Gedanken, die Du hast!"

— **Gedankensplitter.** Bei den Frauen ist jede Liebe Leidenschaft, bei den Männern jede Leidenschaft Liebe.